

Bernd Oberhoff (Hg.)  
Die seelischen Wurzeln der Musik

IMAGO  
Psychosozial-Verlag

Bernd Oberhoff (Hg.)

# Die seelischen Wurzeln der Musik

Psychoanalytische Erkundungen

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Originalausgabe

© 2005 Psychosozial-Verlag,  
Goethestr. 29, D-35390 Gießen.  
Tel.: 0641/77819; Fax: 0641/77742;  
e-mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de);  
[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de).

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner  
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne  
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter  
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt  
oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: John William Waterhouse:  
*Nymphs finding the head of Orpheus*, 1900.

Lektorat: Dagmar Kühnle.

Satz: Katharina Appel.

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar,  
[www.digitalakrobaten.de](http://www.digitalakrobaten.de)

ISBN 3-89806-280-5

# Inhalt

Vorwort	7
Ludwig Janus Pränatales Erleben und Musik	9
Richard Parncutt Pränatale Erfahrung und die Ursprünge der Musik	21
Bernd Oberhoff Die fötalen Wurzeln der Musik. Musik als »Das Große Bewegende« und »Die Göttliche Stimme«	41
Sebastian Leikert Der Ursprung des musikalischen Symbols – Der Orpheusmythos als Grundparadigma der Oper	65
Michael B. Buchholz Die Geburt der Sprache aus dem Geist der Musik. Evolutionstheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Psychoanalyse und Musik.	87
Bernd Oberhoff Die Musik als Spenderin des narzisstischen Wohlgefühls. Eine experimentelle Untersuchung	123
Autoren	153

# Vorwort

Noch bevor der Säugling spricht, kommuniziert er bereits mit der Mutter. Diese frühe Art der »Konversation« verwendet überwiegend musikalische Elemente, wie melodische Modulation der Stimme, Lautstärkeveränderungen, Variation der Klangfarbe, ausdrucksvolle Bewegungsfiguren etc. Diese Mutter-Kind-Kommunikation ist – wenn nicht Musik – so doch zumindest ausgesprochen musikalisch. Der Säugling ist in besonderer Weise an den Gefühlsbotschaften interessiert und versteht es, aus den stimmlichen und Bewegungsäußerungen seiner Primärpersonen den darin enthaltenen affektiven Gehalt herauszufiltern. Wie die Beiträge dieses Sammelbandes deutlich machen, geht diese Fähigkeit auf Erfahrungen aus der Fötalzeit zurück, in der ein sensorisches Erleben von körperlichen und von stimmlichen Reizen eine grundlegende musikalische Kompetenz ausbildet. Diese musikalische Kompetenz ermöglicht dann nachgeburtlich ein vorsprachliches sozial-affektives Kommunizieren. Aber auch mit dem Erlernen der Sprache verliert sich diese musikalische Kompetenz nicht, sondern begleitet das Sprechen als ihr paraverbaler, gestisch-emotionaler Anteil, der z. B. wichtige Orientierungen über die »wahren« Absichten eines Gesprächspartners übermittelt.

Die komponierte Musik greift in ihren Bewegungsfiguren und ihren emotionalen Ausdrucksformen ebenfalls auf pränatales Erleben zurück. Wie es scheint, ist Musik in der Lage, fötales Erleben sowohl in ihren lustvollen als auch in ihren ängstigenden Seiten zu reproduzieren. Sie befriedigt damit ein unbewusst verankertes menschliches Verlangen, diese unerinnerbaren Erfahrungen zu wiederholen und zu gestalten. Dort, wo Musik diese frühen Erfahrungen ausgestaltet, geht sie offensichtlich über das reine Wiederholen hinaus und wird zu einer Variation, einer phantasievollen Idealisierung oder auch Perfektionierung ganz früher Erfahrungen.

Die Beiträge dieses Sammelbandes spüren diesen seelischen Ursprüngen und Wurzeln der Musik in der prä- und postnatalen Frühzeit unseres Lebens nach. Der Sammelband enthält Beiträge des »4. Coesfelder Symposiums Musik & Psyche« aus dem Jahr 2004 von Michael B. Buchholz, Ludwig Janus, Sebastian Leikert und Bernd

Oberhoff, sowie einen freien Beitrag von Richard Parncutt, der wichtige Forschungsdaten zu dieser Thematik referiert und sie zu einer Theorie des Ursprungs der Musik im fötalen Erleben zusammenfügt. Den Abschluss bildet eine Forschungsarbeit des Herausgebers über den Zusammenhang von Musik und Narzissmus.

Dieser Sammelband kann für sich in Anspruch nehmen, die Witterung einer bislang noch kaum verfolgten Fährte, nämlich die eines Zusammenhangs von Musik und pränatalem Erleben, aufzunehmen. Wenn die verschiedenen Aufsätze dazu beitragen, dass diese Fährte mehr und mehr ins Blickfeld rückt und durch sie vielleicht sogar ein kontroverses oder ergänzendes Weiterdenken angestoßen wird, wäre viel gewonnen.

Münster, Frühjahr 2005  
Der Herausgeber

# Pränatales Erleben und Musik

Ludwig Janus

## Einleitung

Eine Eigentümlichkeit der menschlichen Frühentwicklung besteht darin, dass unser Erleben durch das Sprechenlernen im zweiten Lebensjahr in einer tiefen Weise geprägt wird. Das Kind gewinnt dadurch Anschluss an die Weltanschauung und die Sinnzusammenhänge der Gesellschaft, in die es hineingeboren ist. Die Sprache erlaubt ganz neue Formen der Selbstwahrnehmung und Bezogenheit. Was davor war, wird uninteressant. Das Interesse des Kindes geht auf seine Gegenwart und seine Zukunft. Es geht ihm darum, in der von den Erwachsenen bestimmten Welt eine Orientierung und eine Lebens- und Entwicklungsmöglichkeit zu finden. Dadurch geht aber der direkte Erlebnisbezug zu der Zeit vor dem Sprechenlernen verloren, weil nun das Ich sprachzentriert ist. Hier liegt auch ein Teilgrund für die so genannte frühkindliche Amnesie. Die Sprachzentrierung des Ich verdeckt die Welt der vorsprachlichen Erfahrung.

Dass wesentliche Dimensionen des Selbst- und Weltgefühls des Erwachsenen ihre Wurzeln im vorsprachlichen Erleben des Kindes haben, ist erst eine Entdeckung des letzten Jahrhunderts und insbesondere der Psychoanalyse. Voraussetzung dafür war jedoch der Mentalitätswechsel der Aufklärung mit seiner neuen Zuversicht in die Kraft des eigenen Denkens und der Entschlossenheit, sich selbst aus der eigenen Entwicklung heraus zu verstehen, wie es die Bildungsromane des 19. Jahrhunderts dann praktisch erkundeten.

Die Wucht der Präsenz früher Erfahrung im Erleben des Erwachsenen wurde aber erst, wie gesagt, durch die Tiefenpsychologie des 20. Jahrhunderts zugänglich. Dies vollzog sich an der Einsicht, dass die Leidenszustände des Erwachsenen in Leidenszuständen des Kindes ihren Ursprung haben können. Dachte man dabei zunächst an das schon sprachfähige 3–4-jährige Kind, so rückte doch sehr rasch auch die Erfahrung des Säuglings und die Erfahrung der Geburt in die



Aufmerksamkeit, auch hier zunächst die Leidensseite als Ohnmacht und »Minderwertigkeitsgefühl« des Säuglings (Adler 1907) und dann als das »Trauma der Geburt« (Rank 1924). Die Bedeutsamkeit traumatischer Erfahrungen vor der Geburt wurde erst durch den ungarischen Psychoanalytiker Fodor (1949) entdeckt.

Eine weitere Vertiefung in der Erfassung früher Erlebniszustände bedeutete dann die Verwendung psychoaktiver Substanzen, wodurch erstmals der Erlebnisprozess der Geburt in seinen Phasen der Eröffnung, der Austreibung und des Durchtritts zugänglich wurde (Grof 1983a). Auch die Leidenszustände des Kindes vor der Geburt konnten durch die Verwendung psychoaktiver Substanzen erstmals systematischer erforscht werden (Kafkalides 1995). Ein weiterer methodischer Weg, wie er wesentlich von Janov (1984) erschlossen wurde, war die selbstgesteuerte Regression und die später von Emerson (2000) entwickelte Methode der Simulation der Geburt und der Uterussituation.

Insbesondere die selbstgesteuerte Regression entlang den Gefühlen und Körperempfindungen in der teilnehmenden Präsenz eines anderen ermöglicht erstaunliche Vergegenwärtigungen früher Erfahrung (Hollweg 1995). So kann etwa auf diese Weise ein vorgeburtlicher Verlassenszustand im Zusammenhang mit einer Krise der Mutter in wenigen Sitzungen erkundet werden oder auch ein geburtliches Enge- oder Panikgefühl als Folge einer geburtlichen Notsituation verstanden werden. Besonders anschaulich sind hier Kindertherapien, wo durch Höhlen- und Tunnelspiele unmittelbar frühe Erfahrungen zugänglich gemacht werden können. Hierzu gibt es eine reiche Literatur (Dowling 1987, Leyh 1997, Emerson 2000, Janus 2004). So entwickelt die Wege zur szenischen Vergegenwärtigung früher Erfahrung sind, wie sich dies in der genannten Literatur widerspiegelt, so wenig gilt dies für auditive Vergegenwärtigungen über die Nutzung von Mutterleibsgerauschen, insbesondere den Rhythmus. Eine Ausnahme ist der Psychoanalytiker und Musiktherapeut Wolfgang Strobel, der in einer eindrucksvollen Fallgeschichte gezeigt hat, wie es mit den basalen musikalischen Mitteln des Monochords möglich ist, vorgeburtliche und geburtliche Erlebniszustände zu aktualisieren (Strobel 1991). Nach meinem Eindruck werden in der musiktherapeutischen Praxis aber durchaus auditive Mittel zur Aktivierung früher vorsprachlicher Erlebenschichten genutzt, wie ich

von verschiedenen Musiktherapeuten weiß, ohne dass aber meines Wissens hierzu ausführlicher publiziert wurde.

Der Hörsinn hat wie der Gleichgewichts- und der Bewegungssinn die Eigenheit, dass er schon vorgeburtlich funktioniert und damit das Hören Vorgeburtliches und Nachgeburtliches miteinander verbindet. Darum soll im folgenden Abschnitt den besonderen Bedingungen der Entwicklung des Hörens vor der Geburt nachgegangen werden.

## Die Entwicklung des vorgeburtlichen Hörens

Am Anfang der Schwangerschaft steht wohl das Hören mit der Haut (Blum 1998) im Vordergrund, bis in der Mitte der Schwangerschaft der Hörsinn ausreift (Tomatis 1987). Dabei ist die Sensibilität des Hörens erstaunlich, wie es aus den Untersuchungen von Truby, Bosma und Lind (1965) hervorgeht: die stimmlichen Frequenzen von zu früh geborenen Kindern spiegeln in einem großen Prozentsatz die Melodik der im Mutterleib gehörten Stimme der Mutter. Diese hohe Sensitivität des vorgeburtlichen Hörens zeigt sich auch in den Untersuchungen von Fifer (1987) zum vorgeburtlichen Lernen und zum vorgeburtlichen Gedächtnis. Es können Melodien unterschieden werden, ebenso die Stimme der Mutter von der des Vaters und anderen Familienmitgliedern, und es können sogar die melodischen Muster einer vorgelesenen Geschichte wiedererkannt werden, wie ebenso die Sprache der Mutter. Zu diesen empirischen Befunden passen anekdotische Beobachtungen von Musikern wie Yehudi Menuhin und Boris Bott, dass ihnen bestimmte Musikstücke schon aus der vorgeburtlichen Zeit bekannt waren. So berichtet der Dirigent Boris Bott:

»Das mag zwar seltsam klingen, aber die Musik war schon vor der Geburt ein Teil von mir ... als junger Mann war ich verblüfft über meine ungewöhnliche Fähigkeit, manche Stücke ohne Noten zu spielen. Da dirigierte ich eine Partitur zum ersten Mal, und plötzlich sprang mir die Cello-Stimmführung ins Gesicht, und ich wusste, wie das Stück weitergeht, bevor ich das Blatt umgedreht hatte. Eines Tages erwähnte ich das meiner Mutter gegenüber, einer Berufscellistin. Ich dachte, es würde sie verwundern, weil es ja immer die Cello-Stimme war, die mir

so klar vor Augen stand. Sie war auch verwundert. Als sie hörte, um welche Stücke es sich handelte, löste sich das Rätsel von selbst. Alle Partituren, die ich ohne Noten kannte, waren diejenigen, die sie gespielt hatte, als sie mit mir schwanger war« (zit. nach Verny 1981, S. 16).

Erstaunlich ist auch eine Geschichte von William Emerson (persönl. Mitteilung), der in der Zeit vor der Geburt seines Sohnes häufiger eine Schallplatte mit den »Gesängen« der Wale gespielt hatte. Zwei Jahre später kam es zu folgendem Ereignis. Wegen eines dringlichen Telefongesprächs entzog er seinem Sohn die Aufmerksamkeit und hörte plötzlich, wie dieser eine Melodie aus den »Gesängen« der Wale sang, um seine Aufmerksamkeit wieder zu gewinnen. Vielleicht hatte er sich auch mit dem vorgeburtlichen Verbundenheitsgefühl, wie es mit den »Gesängen« der Wale verbunden war, getröstet.

Weil das Hören in der vorgeburtlichen Zeit beginnt und die vorgeburtliche mit der nachgeburtlichen Welt verbindet, wohnt der Musik ein besonderer Zauber, oder auch eine besondere Suggestivität, inne. Darum kann wohl Musik in besonderer Weise vorgeburtliches und geburtliches Erleben wieder beleben (Strobel 1991). Ein Patient von Janov hat berichtet:

»Doch während meiner Therapie habe ich zweimal etwas erlebt. Erst beim zweiten Mal ging mir auf, dass eine bestimmte Musik mich in meine Geburtsgefühle versetzt. Diese besondere Musik ist von tiefen Bassklängen begleitet (etwa wie die Musik von Quincy Jones). Sie erzeugt in mir eine Art Hoffungsgefühl (Wir werden es schon schaffen, Baby!). Ich fühlte den dunklen Bass, mein Kopf hob sich (Kinn in die Höhe), legte sich nach hinten in den Nacken, und innerhalb von Sekunden fiel ich aus dem Bett, war ein Fötus in rhythmischen Bewegungen (arbeitend), den Weg erkämpfend, den ich gehen wollte. Ich nehme an, dass die Musik zum Teil – wie die Sprache – eine symbolische Beschreibung von Geburtsgefühlen ist« (Janov 1974, S. 87).

Sehr direkt können sich traumatische prä- und perinatale Gefühle in der so genannten »destroyed music« mitteilen (Murek 1990). Die Vermutung ist die, dass sich in dieser harten und verstörenden Musik negative Hörerfahrungen vor der Geburt in einer lärmenden